



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Tötung wird mit Gefängnis nicht unter einem Monate bestraft. Nach dem frühern (preussischen) Strafgesetzbuch stand darauf einfach Gefängnis (bekanntlich von einem Tage bis zu fünf Jahren). Damals kam folgender Fall vor. Ein Bauer fährt mit seinem Leiterwagen in starkem Trabe durch die Straßen der Stadt, biegt in gleichem Trabe um eine Ecke (was polizeilich verboten ist) und fährt ein zweijähriges Kind tot. Der Staatsanwalt beantragte — einen Tag Gefängnis! Das Gericht ging zwar über den Antrag hinaus, die Strafe war aber sehr gering. Es mußten wohl solche Fälle mehrfach vorgekommen sein, was vermutlich die Veranlassung wurde, eine möglichst niedrige Strafe festzusetzen. Ein Beispiel aus neuester Zeit ist folgendes. Eine Frau mißhandelt fortgesetzt ihre siebenjährige Stieftochter so, daß die Hausgenossen Anzeige machen. Es wird erwiesen, daß sie das Kind häufig mit einer Kleiderbürste auf den Kopf und ins Gesicht geschlagen hat, sodaß das Gesicht voller Beulen und Verletzungen ist, auch daß sie es im kältesten Winter in der Nacht nackt in den Hof geschickt hatte, um Wasser zu holen. Offenbar wollte sie das ihr lästige Kind aus der Welt schaffen. Es wurde erkannt auf — eine Woche Gefängnis, indem angenommen wurde, sie habe nur in — erzieherischer Absicht das Kind, das gelogen habe, strafen wollen!

Wie oft kommt es vor, daß der Angeklagte, der eine empfindliche Gefängnisstrafe, vielleicht auch Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verdient hätte, nur zu einer geringen Geldstrafe verurteilt wird, über die er selbst lacht, oder die für ihn deshalb gar keine Strafe ist, weil, wie man sehr wohl weiß, andre sie für ihn bezahlen. Man liest von solchen Fällen alle Tage.

Wir meinen: Wenn der Schuldige zu milde bestraft oder gar freigesprochen wird, so verletzt das das Rechtsgefühl ebenso, wie wenn er zu hart bestraft, oder wenn ein Unschuldiger verurteilt wird. Milde ist oft gewiß gerechtfertigt, aber sie muß ihre Grenzen haben, und der Richter darf sich nicht scheuen, nötigenfalls auch ernst und nachdrücklich zu strafen. Die jetzt oft geübte Praxis ist keine Gerechtigkeit.



## Litteratur

Vergleichende Übersicht der vier Evangelien. Von S. E. Verus. Leipzig, Van Dyt, 1897

Der Verfasser hat sich, was ihm zu danken ist, der Aufgabe unterzogen, eine Synopse aller vier Evangelien in deutscher Sprache zusammenzustellen. Jeder, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Gruppierung einer solchen vergleichenden Darstellung verbunden ist, muß die Sorgfalt und den Fleiß anerkennen, womit der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht hat, wenn er auch nicht überall gleicher Ansicht sein wird. Erleichtert wird der Gebrauch des Buches noch durch die genauen Angaben an der Spitze und am Ende jedes Stückes über den Ort, wo die eigentlich vorhergehenden und folgenden Stellen zu suchen sind, ferner durch den Schlüssel am Anfang des Buches, mit dessen Hilfe jeder Vers sofort in dem

Irrgarten der Synopse aufzufinden ist, und die Sachregister, die es möglich machen, jeden Ausspruch und jedes Ereignis ohne Mühe zu finden, wenn man auch nur die Thatsache, um die sich handelt, im Gedächtnis hat (z. B. Abendmahl, Abrahamsohnschaft, Ahrenraufen usw.). Alles in allem also ein brauchbares Buch, das als Nachschlagewerk besonders jüngern Theologen, wenn es ihnen auch kein Ersatz für den Urtext sein kann, willkommen sein wird. Besondrer Dank gebührt noch der Verlagshandlung für den trotz der guten Ausstattung ungemein niedrig bemessenen Preis. (Allerdings ist jetzt auch unter den „Hilfsmitteln zum evangelischen Religionsunterricht“ eine fast ebenso billige Synopse erschienen, bei der es wohl eher zu loben als zu tadeln ist, daß sie von Johannes nur die Leidensgeschichte parallelisiert.)

Wir würden jedoch nicht aufrichtig sein, wenn wir nicht auch ein ernstes Bedenken über das Buch aussprechen wollten. Der christlichen Laienwelt können wir es für eingehendes Bibelstudium nicht empfehlen. Wenn es sich selbst als eine „Leuchte der Aufklärung“ und die „einzig vorhandne Quelle für ein Leben Jesu“ anpreist, wenn der Verfasser auf jeder der 333 Textseiten dem Leser versichert, daß die Evangelien erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ihre Namen „Nach Matthäus“ usw. erhalten haben, so kann das ja nur ein Lächeln hervorrufen. Aber die Anmerkungen zum Texte, die dem Herausgeber offenbar die Hauptsache an seiner Arbeit sind, enthalten neben sehr viel anregendem und richtigem doch auch vieles, was nicht harmlos ist, weil es dem Namen des Herrn Verus einfach nicht entspricht und deshalb Leuten, die es nicht auf seine Richtigkeit prüfen können, nicht als bewiesene Thatsache geboten werden sollte.

Über das meiste läßt sich ja nun freilich nicht streiten, da der Verfasser in voraussetzungsloser Wissenschaftlichkeit von der Voraussetzung ausgeht, daß die Evangelien von Anfang bis zu Ende Märchen enthalten, weshalb es ihm auch darauf ankommt, den Leser mit möglichst vielen Fragezeichen zu heunruhigen, die neben allen wirklichen Widersprüchen und Unklarheiten auch alle nur erdenklichen eingebildeten hervorheben wollen. Deshalb nur ein paar Beispiele von der Art der Behauptungen.

Die jedenfalls aus falscher Übersetzung entstandne Lesart des Syr. Sin. zu Matth. 1, 15 wird einfach als „ältere Hs.“ bezeichnet, was auch sonst als Prädikat für die Herrn Verus genehme Lesart auftritt. Daß Herodes vier Jahre vor unsrer Zeitrechnung gestorben ist, wird natürlich der Schrift, nicht unsrer Zeitrechnung als Schnitzer angestrichen. Abraham ist „durchaus ungeschichtlich“; sogar die Existenz von Nazaret wird angezweifelt! Als genaue Übersetzung zu Matth. 1, 25 wird gegeben: „und sie gebar ihm einen Sohn.“ Welche „ältere Hs.“ hat diesen Text? Von der Erwähnung des Vysanias in Luk. 3, 1 heißt es, sie sei „grober Irrtum,“ da er schon 30 v. Chr. gestorben sei; weiß Herr Verus nicht, daß uns ein anderer Vysanias um die Mitte des ersten Jahrhunderts bei Josephus bezeugt ist? Wenn er sich ferner über griechische Namen in jüdischen Familien wundert und die Erwähnung mehrerer Hohepriester und des Synedrums als Irrtum bezeichnet, so spricht das nicht für besondere Kenntnis der Zeitgeschichte. Welche Phantasie aber wird gar entwickelt, wenn der Verfasser eine Erzählung aus einer andern „entstanden“ sein läßt: so die Erweckung des Lazarus aus dem Gleichnis vom armen Lazarus, die Festreisen bei Joh. aus der Andeutung in Matth. 23, 37, Petri Verleugnung aus dem „Hahnenschrei“ in Mark. 13, 35! Die Schwerter in Luk. 22, 38 legt Verus als Schlachtmesser aus und wundert sich dann bei der Mattheusepisode, daß die Messer eine Scheide haben sollen. Die Taufe im Namen

des dreieinigen Gottes wird als spätere Formel des vierten und fünften Jahrhunderts bezeichnet, während sie sich schon in der Didache am Anfang des zweiten Jahrhunderts findet. Endlich ein klassisches Beispiel, daß es manchen Menschen doch auf keine Weise recht zu machen ist: wenn Jesus von dem Tempel, der zu seiner Zeit noch nicht vollendet war, sagt, er sei in sechsundvierzig Jahren erbaut, so stimmt diese Angabe zwar aufs genaueste zur Zeit seines Auftretens (734 bis 780 a. u.), aber Herr Verus findet auch hier einen „Widerspruch“: an dem Tempel sei dreiundachtzig Jahre (bis 64 u. Z.) gebaut worden. Würde er uns aber nicht, wenn er diese „richtige“ Zahl fände, hohnlachend durch sie nachweisen, daß dieses Wort Jesu unecht sei, da er die Vollendung des Tempelbaus nach dem Evangelium gar nicht erlebt habe?

Völlig unverständlich ist auch, weshalb der Herausgeber zu jedem Gott, Ewigkeit, ewig, Welt, Seele usw. in die Anmerkung setzt: Jahve (Jehova), Kon, äonisch, Kosmos, Psyche. Wenn er die deutsche Übersetzung hier für unvollkommen hält, so hätte es doch höchstens einen Sinn, die von Jesus wirklich gesprochenen Worte: adonaj, olam usw. hinzusetzen. Aber was sollen die griechischen Ausdrücke?

Zu dem Versuch endlich, in einem Anhang von anderthalb Seiten nachzuweisen, daß das Leben Jesu eine Nachdichtung von Buddhasagen sei, bemerken wir nur, daß jeder durch den Vergleich eines Lebens Buddhas sich von der Willkür dieser Parallelisirungen überzeugen kann, ganz abgesehen von der unglaublichen Zumutung, daß der „Erfinder“ der dem Buddhismus durchaus entgegengesetzten Lehre Jesu diese gerade in eine Nachdichtung des Lebens Buddhas eingeschlossen haben sollte!

Herausgeber und Verleger hoffen nach dem beigelegten Prospekt mit ihrem Unternehmen auf einen großen Erfolg. Daß sich diese Hoffnung erfüllen werde, bezweifeln wir. Die, die mit dem Christentum überhaupt fertig sind, werden sich nicht die Mühe geben, was ihnen von vornherein Fabel ist, so sorgfältig zu untersuchen. Den Gleichgiltigen wird auch dieses Buch gleichgiltig sein. Die Gemeindeglieder aber, deren „starre Gläubigkeit“ den Angriffen von Strauß und seinen Freunden gegenüber Stand gehalten hat, werden kaum eifrig nach diesem Buche greifen. Niemand würde mehr als die in gleicher „starrer Gläubigkeit“ verharrenden Diener der Kirche eine eingehendere Beschäftigung der Gemeinde mit der Bibel wünschen, aber jeder ist sich doch wohl heute auch darüber klar, daß unser Glaube nicht durch Widersprüche in der Schrift und unsichere Textüberlieferung über den Haufen geworfen wird. Und diese Widersprüche und Unsicherheiten sind doch wahrhaftig keine neue Entdeckung. Wir haben bei der Beschäftigung mit dem Buche wieder neu empfunden, wie aus der unvollkommenen menschlichen Schale doch immer der unvergängliche Kern hindurchleuchtet, nicht ein erfundenes Bild der Phantasie, sondern die lebendige, auf dem festen Boden der Geschichte stehende Gestalt Jesu.

Die Bhagavad Gita. Das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten korrespondierenden Zitaten hervorragender deutscher Mystiker versehen von Dr. Franz Hartmann. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1897

Die bekannte Episode aus dem Mahabharata, wo Krishna auf dem Schlachtfelde dem vorm Verwandtenmord zurückschauernden Ardschuna das Geheimnis des Daseins enthüllt: das unzerstörbare, unwandelbare geistige Sein in der trügerischen Hülle der wandelbaren, vergänglichen, nichtigen Welt der Erscheinungen, enthält

der Hauptsache nach dasselbe, was unsre christlichen, namentlich die deutschen Mythiker gelehrt haben. Wenn dem Übersetzer seine Absicht gelingt, dieses Erzeugnis der indischen Poesie durch seine verständliche Prosaübersetzung zu einem deutschen Erbauungsbuche zu machen, so haben wir nichts dagegen; größerer Verbreitung wird sie sich ja auf jeden Fall erfreuen als die Übersetzung Loriners, der das Stotzenmaß nachgebildet und sein Buch mit einem großen Apparat gelehrter Anmerkungen ausgestattet hat; aber interessanter wäre es uns, wenn die neue Übersetzung den Anstoß dazu gäbe, eine Entscheidung über das Alter des Buches herbeizuführen. Hartmann bewilligt der Vedischen Lehre freigebig ein Alter von 25 000 Jahren, Oldenberg dagegen läßt die ältesten indischen Schriftwerke in der Zeit von 1200 bis 1000 vor Christus entstehen, und da der Inhalt des Rigveda, wie wir in einer Besprechung von Oldenbergs Buch darüber gezeigt haben (im 20. Hefte des vorigen Jahrgangs), im ganzen kindlich, kindisch und roh ist, ein so philosophisches, tiefes und zartes Gedicht wie die V. also in viel spätere Zeit versetzt werden muß, so ist Loriners Ansicht, daß es aus christlicher Zeit stamme und der Verfasser das Neue Testament gekannt habe, nicht ohne weiteres abzuweisen.

Kultur und Humanität. Ein Dr. Mehemed Emin Effendi hat unter dem Titel Kultur und Humanität „völkerpsychologische und politische Untersuchungen“ herausgegeben. (Würzburg, Staehlsche Hofbuchhandlung, 1897.) Da kein Vorwort über den Verfasser Auskunft giebt, so wissen wir nicht, ob er wirklich ein deutsch gebildeter Türke oder ein sehr türkenfreundlicher Deutscher ist. Wir reihen einige Gedanken der interessanten Schrift aneinander und überlassen es dem Leser, sie zu glossiren. Kultur kann nicht gleich Sittlichkeit sein, sonst wäre manche Südseeinsel kultivierter als Paris. Kultur ist der Inbegriff des geistigen Könnens und Wissens. Man darf auch sagen: Kultur ist Arbeit zum Zwecke des Genusses. Wo nur die Früchte der Arbeit anderer genossen werden, hat man statt der Kultur die Kulturkünche. In Westafrika nimmt von der Küste aus nach dem Innern hin die Kulturkünche ab und die Kultur zu. „Was wären die großen europäischen Kulturstaaten, wenn sich ihre Millionen Bauern und Arbeiter der Wissenschaft widmeten? Von einer gewissen Grenze an ist also die Individualkultur mit der Nationalkultur unverträglich.“ Das Wort Humanität ist eigentlich eine Lüge; denn die Pflichten, in deren Ausübung sie bestehen soll, werden nur den Menschen derselben Rasse, Sprache, Religion, Klasse gegenüber anerkannt. Das bloße Menschsein ist das allerschwächste von allen gesellschaftlichen Bändern. Die Gegensätze, von denen es abhängt, wie weit man einer gewissen Person gegenüber Humanitätspflichten anerkennt oder sie ihr verweigert, können sich summiren und verstärken oder kreuzen und schwächen. Viel kommt dabei auf Zeitströmungen und Moden an. So ist es eine offenbare und in der Natur gar nicht begründete Thorheit, wenn in den Vereinigten Staaten einer Person, die in Farbe und Gesichtsbildung vom europäischen Typus nicht im mindesten abweicht, die Zulassung zur „Gesellschaft“ nur deswegen verweigert wird, weil in ihren Adern von irgend einem Vorfahren her einige Tröpflein Negerblut fließen, wenn man also von einem Rassenunterschiede auch noch in solchen Fällen spricht, wo keiner mehr gesehen wird. Zugleich beweist das Verhalten der Yankee's gegen die Neger, daß Kulturunterschiede bei der Anerkennung oder Verweigerung der Humanitätspflichten keine Rolle spielen, denn es giebt schwarze Geistliche und Künstler, die sich einen hohen Grad von Kultur errungen haben, trotzdem aber ebenso verachtet werden wie die übrigen

Schwarzen. In Europa giebt es keine anthropologisch verschiedenen Rassen mehr, deshalb hat die Sprache eine so hohe Bedeutung erlangt, weil sie fast noch das einzige ist, wodurch sich die Völker unterscheiden. Die heutige Sucht, Menschen verschiedner Zungen zum Gebrauch einer sogenannten Staatsprache zu befehlen oder zu zwingen, war ehemals ganz unbekannt; die Herrscher früherer Zeiten waren stolz darauf, in ihren Reichen viele verschiedene Sprachen zu zählen. Je stärker der Gegensatz zwischen zwei Menschengruppen ist, desto weniger erkennt jede von ihnen gegen die andre Humanitätspflichten an. Sehr deutlich drückt sich die Auffassung der Moral nach dieser Seite hin im Sprachgebrauch aus. Was beim Freunde Energie heißt, das heißt beim Feinde Grausamkeit; nach derselben Regel werden für ein und dieselbe Handlungsweise statt der folgenden Worte die eingeklammerten gebraucht: Strenge (Barbarei), kampfesmutig (blutdürstig), stolz und ehrliebend (frech), Führer oder Vorkämpfer sein (hezen), töten oder hinrichten (morden), erbeuten (rauben oder stehlen), ein Land pazifiziren (knechten, mit Feuer und Schwert verwüsten), Vaterlandsfreund (Rebell), Freiheitskämpfer (Bandit), züchtigen (Greuelthaten verüben), Begeisterung (Fanatismus), begeistern (aufhezen), Protektorat (Vergewaltigung), Bevölkerung (Pöbel). Der Kulturfortschritt ist wesentlich intellektueller Fortschritt; er ist unvermeidlich, vermindert aber das Glück. Die Macht eines Staates beruht auf der Zahl, Kultur und Kriegstüchtigkeit seiner Angehörigen. Indem Europa den Asiaten seine Kultur aufdrängt, stärkt es deren Widerstandskraft und bringt es seine Weltherrschaft in Gefahr. Die Wohlthat, die der Europäer dem farbigen Menschen erweist, indem er ihm Kultur bringt, ist mehr als zweifelhaft; angenommen auch, die Greuel, die er abstellt, wären ärger als die, die er selbst verübt: „welcher Deutsche wünschte wohl, daß die Türken vor dreihundert Jahren die deutschen Lande erobert und die Hexenprozesse abgeschafft hätten?“

Der geniale Mensch von Hermann Türck. Zweite Auflage. Jena und Leipzig, Otto Naumann, 1897

Türck findet das Wesen der Genialität in der Liebe, Wahrheitsliebe und Objektivität und stellt ihr die Bornirtheit der Selbstsucht gegenüber; er führt diese Ansicht sehr hübsch durch auf den Gebieten des künstlerischen Genießens, des philosophischen Strebens und des praktischen Verhaltens und weist die Genialität an Hamlet, Faust und Byrons Manfred nach; mit lebhaftem Pathos bekämpft er die Berrücktheit Lambrosos, Genie, das doch gerade die höchste seelische Gesundheit ist, mit Berrücktheit zu verwechseln, und die ebenfalls ungesunde Beherrschung bornirter Selbstsucht bei Stirner, Nietzsche und Bösen. Weniger gelungen erscheint uns seine metaphysische Weltkonstruktion und sein Versuch, aus geläuterter buddhistisch-schopenhauerischer Willensverneinung christliche Selbstbejahung herauszudestilliren. Was den ersten Punkt anlangt, so bestreiten wir nicht die Einheit der Welt, und daß die Vielheit der Wesen nur durch Individuation eines in allen lebenden Weltgrundes gedacht werden kann. Aber sobald man diesen Weltgrund Gott nennt und als höchste Vernunft, Wahrheit und Liebe definiert, scheitert der Versuch, die pantheistische Hypothese im einzelnen durchzuführen, an der unüberwindlichen Abneigung des menschlichen Gemütes, sich vorzustellen, daß sich der eine allliebende und allheilige Gott in das Krokodil und sein Opfer, oder in zwei einander mordende Kriegsheere, oder in Stumm und Bebel gespalten haben soll. Das kleine Buch, eine Sammlung von Vorlesungen, ist sehr empfehlenswert.

## Durch Wissen zum Glauben

Der Verfasser, ein klarer und tiefer Geist, hat sich fast ein Menschenalter hindurch mit den Naturwissenschaften beschäftigt und dabei „eine unglückliche falsche Reihenfolge innegehalten, die soviel Unfrieden im Gefolge hat,“ nämlich zuerst Büchner, dann Darwin und Häckel studirt, schließlich sich aber zum Glauben an Gott durchgerungen, nicht etwa unter dem Einflusse kirchlicher Einwirkungen, die sein rein rationalistischer Theismus entschieden zurückweist. Mit seinem Endergebnis werden weder die Frommen noch die Unfrommen zufrieden, aber ihn auf seinem Wege zu begleiten dürfte für jedermann von Nutzen sein.

Aus den Anfängen der deutschen Selbstbiographie. Das entscheidende für die Bedeutung der Reformationszeit innerhalb der deutschen Geschichte ist der Übergang des deutschen Menschen aus dem Dämmer der Halbkultur in das Tageslicht der Vollkultur. Wer diesen ungeheuern Schritt leugnen oder verkleinern wollte, etwa mit dem Hinweis auf die Schicksale der deutschen Städte vor und nach der Reformationszeit — vorher sind sie aus eigener Kraft zu einer fast üppigen Blüte gediehen, nachher haben sie sich überwiegend unter dem gängelnden Einfluß fürstlicher Höfe und zunächst recht mühsam weiter entwickelt —, dem wäre zu erwidern, daß sich der wichtigste geschichtliche Fortschritt nicht auf dem Gebiete irgend welcher materiellen Kultur vollziehen kann, er muß dem Geistesleben eines Volkes angehören. Diesen Gewinn der Reformationszeit — man hat für ihn das bekannte Schlagwort von der „Freiheit des Individuums“ gegenüber früherer konventioneller Gebundenheit in Religion und Sitte, in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht —, ihn aus den geistigen Äußerungen der Kunst und Litteratur jener Zeit umfassend darzustellen, wäre eine schöne Aufgabe. In großen Zügen ist sie wohl schon wiederholt zu lösen versucht worden, es liegt aber noch eine solche Menge wichtigen Stoffes unverarbeitet für sie da, daß heute von einer Lösung noch keine Rede sein kann. Eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Selbstbiographie von 1400 bis 1600 gäbe wichtige Stücke dafür ab und, wie man sieht, in anderm und höherm Sinne, als es der Herausgeber einer soeben erschienenen kleinen Sammlung alter Selbstbiographien\*) meint, wenn er an Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit anknüpft, die „Fülle kulturgeschichtlichen Materials“ in diesen kleinen Werken hervorhebt und erklärt, es darauf abgesehen zu haben, nach Zeit und Ort und Berufen ein möglichst buntes „Bild von dem reichen und mannichfachen Kulturleben unsrer Altvordern zu geben.“ Wir wollen an den vier ersten Nummern, die er mitteilt, kurz zeigen, was wir für den wichtigsten kulturgeschichtlichen Inhalt dieser Biographien halten.

Sie beginnen mit dem fünfzehnten Jahrhundert, gleichzeitig mit ihrem Geschwister aus der bildenden Kunst, dem Porträt, beides Zeugnisse einer neu auftretenden bewußten Schätzung der Persönlichkeit. Was sie mit der alten Zeit verbindet, was im fünfzehnten Jahrhundert noch überwiegt, und woraus sie am Ende herausgewachsen sind, das ist die spätmittelalterliche Familiendchronik, die in nackten Aufzeichnungen von Geburts- und Todesdaten der Familienglieder bestand. Dazu treten nun z. B. in der Selbstbiographie des Augsburger Handelsmannes Burkhard Zink (1396 bis 1474) kurze Notizen persönlichen Memoirencharakters,

\*) Ausgewählte Selbstbiographien aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert [ein merkwürdiges Jahrhundert]. Herausgegeben von Christian Mayer. Mit vier Porträttafeln. Leipzig, F. J. Weber, 1897.

dem engsten Gesichtskreis entnommen, die Jahre gleichmäßig rasch („von stund an“ heißt es öfter) durchlaufend, kaufmännische Händel notizbuchartig verzeichnend. Der künstlerische Trieb, erlebtes in epischer Form zu objektivieren, regt sich ganz leise in der ausführlicheren Erzählung der Wanderzeit.

Gerade ein erstaunliches Wachstum des künstlerischen Vermögens aber ist es, das im nächsten Jahrhundert die Selbstbiographie auf eine viel höhere Stufe gehoben erscheinen läßt. An der Schwelle dieser Zeit stehen die Aufzeichnungen Dürers. Die alte Familienchronik bereichert er vor allem durch Charakteristiken, wie sie damals nur dem mit größter Liebe und Tiefe in die Objekte eindringenden Porträtmaler gelingen konnten. Aber das offene Auge dieses deutschesten Künstlers spiegelt eine Welt wieder, und diese Welt nicht nur „rein“ ästhetisch, sondern von den Fühlfäden einer warmen Seele erfaßt. Zink, wiederholt nach Italien geschickt und nicht jeden künstlerischen Sinnes bar, hat doch über irgend welche ästhetischen Eindrücke des Südens nichts zu sagen. Wie anders Dürer! Zink führen praktische Bedürfnisse nach Italien, so gut wie einst die Scharen der Zimbern und Teutonen; Dürer erlebt Land und Leute als der erste moderne Mensch wesentlich ästhetisch, er ist ein Glied der Kultur Goethes.

Im ganzen weniger, einzelnen Erlebnissen gegenüber aber doch auch reichlich reflektierend, durchaus durchdrungen von einem naiven, über alles sich freuenden Naturalismus, im Grunde aber doch auch künstlerisch bewußt etwas naiv erlebtes reproduzierend — so giebt sich die berühmte Jugendgeschichte des ältern Platter. Man fühlt heraus, wie er als alter Mann den Reiz des kindlichen Fühlens und Denkens genießt, indem er seine Fahrten und Streiche von damals erzählt, ja er wird darüber selbst hie und da zu dem ersten, kindlichen Psychologen der Kindesseele wie an folgender hübschen Stelle: „Als ich ein Wyl bei derselben Wäsin war, kam mir eltester Bruder us ein Zasoierkrieg, bracht mir ein hölzins Rößlin; das zoch ich an einem Faden vor der Thür, do meinet ich gänzlich, das Rößlin künde gan; daraus ich kan verstan, daß die Kind oft meinent, ire Tüttin (Puppen) und was sy hand sigend (seien) läbendig.“ Platter faßt gelegentlich zusammen, so in seinen Bemerkungen über die Nahrung der Hirten im Gebirge, über den Unterschied zwischen dem Sommer- und dem Winteraufenthalt an den Universitäten im Reich; er wählt aus, z. B. „Ander andren wunschten wier, daß wir kunden fliegen“; er bedient sich der bewußten Form der Erinnerung: „do mag ich mich denken“; er fügt bei der und jener Angabe hinzu: „das weiß ich dohy,“ bringt womöglich mehrere Zeugnisse und bekundet seine Genauigkeit gelegentlich auch durch ein „vilicht.“ Sehr bezeichnend ist auch der schön gebaute Einleitungssatz, um seiner Form und um seines teleologisch gefaßten Inhalts willen, der Begründung, warum der Verfasser daran gehe, sein Leben zu beschreiben: weniger die Bitten des Sohnes und seiner Freunde haben ihn dazu vermocht, als der Gedanke, daß es dem Sohne „zu gutem ersprießen mag, daß du betrachtest, wie Gott mich manchmal so wunderbarlich erhalten, und du dem Herren im Himmel drum dankest, daß er dich, von mir erboren, so wol begabet hat und behütet, daß du nit so hast miessen Armut liden.“

In der Biographie des Sohnes, Felix Platters, erscheint der übermüthige Naturalismus des Vaters abgeklärt zu einem beinahe Kellerschen Realismus, und während beim Vater die künstlerische, reproduzierende Lust mit der einst erlebten, reproduzirten noch fast zusammenfällt, trennt der Sohn beides, wodurch er auf den ersten Blick kühler, schließlich aber doch nur besonnener erscheint. Unmittelbar an Keller erinnert die Schilderung des Brautstandes mit den drei „Anstößen“ und

dem eigentümlichen Verhältnis zu der einige Jahre ältern, sich mehrfach dem Bräutigam überlegen erweisenden Braut. Höchst erbaulich ist auch die behaglich motivirende Erzählung von seiner Berufswahl, mit einer auffallenden Parallele zu dem zweiten Leipziger Briefe des jungen Goethe. Platter erzählt: „So bewegt mich auch mit wenig dohin, daß ich D. Sebastianum Sinkeler, D. Eucharium Holzach gesach in schemleten (Kamelhärenen) Röcken, mit Sammat breit umleit, herumziehen und bey den Leuten groß Ansehen haben“; Goethe schreibt, vielleicht allerdings dem gestrengen Vater gegenüber mit einer unbewußten Zurücksetzung auf eine kindlichere Stufe, als sie ihm damals natürlich war: „Sie können nicht glauben was es eine schöne sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. nil istis splendidius gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit autoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam.“

Rückerts Werke. Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J.

Diese zweibändige Auswahl aus Rückerts Dichtungen beschränkt sich mit Fug und Recht in der Hauptsache auf die Lyrik, episches bringt sie nur wenig, dramatisches gar nicht. Innerhalb der Lyrik freilich auszuwählen wird jedem, der dazu geführt worden ist, mit Rückert in ein persönliches Verhältnis zu treten, sich auch immer wieder als persönliche Aufgabe aufdrängen; Rückert hat das selbst schon in dem hübschen Verschen ausgesprochen:

Als ich meine Lieder sammeln sollte,  
Gut' und schlechte scheiden wollte,  
Dacht' ich unparteiische Gesellen  
Zween zu Nichtern zu bestellen.  
Aber uneins wurden sie im Ante;  
Der erkor, was der verdamnte.  
Selber warf ich nun mich auf zu richten,  
Konnt' es auch nicht besser schlichten;  
Was mir heut gefiel, mißfiel mir morgen.  
Nun so mag der Himmel sorgen  
Und der Leser. Hier empfängt er alle,  
Les' er aus, was ihm gefalle.

Die Ellingersche Auswahl hätte vielleicht noch etwas energischer auf das gerichtet sein können, was Rückert wirklich von seinem Innersten und Besten gegeben hat, und weniger auf die herkömmlichen Gruppeneinteilungen einzugehen brauchen. Die Sorgfalt der Wiedergabe aber und die Ausstattung der beiden Bände verdienen alles Lob. Den ersten schmücken ein Stahlstichporträt des Dichters nach einer römischen Federzeichnung Schnorrs von Carolsfeld von 1818 und eine facsimilierte Manuskriptseite der Weisheit des Brahmanen.

Italienische Bücher. Unter den kürzlich im Verlage von Ulrico Höppli in Mailand erschienenen Werken zeichnet sich Pietro Orsini Breve storia d'Italia vor ähnlichen die Geschichte der Halbinsel darstellenden Büchern durch klare Darstellung, verständige Gruppierung und große Zuverlässigkeit in allen zur Besprechung kommenden Einzelheiten aus. Was die unter dem Titel Segni dei tempi und Meditazioni vagabonde vereinigten geistvollen und anregenden Abhandlungen Gaetano

Negris anlangt, so ist für deutsche Leser namentlich von Interesse, was er aus dem Leben des ausgezeichneten französischen Journalisten Anatole Prevoſt-Paradol mitteilt. Prevoſt hatte das Kaiſerreich und Napoleon III. aufs leidenschaftlichſte bekämpft, nahm dann, als Napoleon parlamentariſche Wege zu wandeln anfing, den Poſten als Botſchafter in Nordamerika an und hatte vor der Abreiſe eine Audienz bei dem Kaiſerpaare, in deren Verlaufe die Kaiſerin in heftigſter Weiſe ihrem Haſſe gegen Preußen Ausdruck gab und die Nothwendigkeit betonte, Rache an Preußen zu nehmen und Frankreich die ihm genommene Stellung in Europa wiederzuerwerben — als wenn man, fügt Prevoſt hinzu, uns eine Beleidigung zugefügt oder ſich gegen Frankreichs Machtſtellung verſchworen hätte. Er war ſchon früher der Überzeugung geweſen, daß ein etwaiger Krieg mit Deutschland zu Frankreichs Verderben ausſchlagen müſſe. Als er nun in Newyork landete, fand er die Depeſche vor, die den Ausbruch des Kriegs verkündigte; wenige Tage darauf tötete er ſich durch einen Revolverſchuß. — Außerſt nützliche und überall auf den neuſten Ergebniffen der Forſchung beruhende Hilfs- und Handbücher ſind ferner *Il sordomuto e la sua istruzione* von P. Fornari, die *Topografia di Roma antica* von Luigi Forſari und das *Vocabolario araldico* des Grafen Guelfo Guelfi. Beſonders das lezte Werk dürfte für Reiſende in Italien nützlich ſein, da die Wappen nach Gegenſtänden alphabetiſch geordnet ſind, und man alſo die in den alten italieniſchen Städten an öffentlihen und privaten Gebäuden ſo häufig angebrachten Wappen mit Hilfe dieſes Buches gleich ihren Eigentümern zuweiſen kann. Die nothwendige Ergänzung dazu gewährt das am Schluſſe beigegebne Familienregiſter.

—♦—♦—♦—

Verichtigung. In Heft 25 muß es auf Seite 547 Zeile 13 von oben ſtatt Nation heißen Station, auf Seite 548 Zeile 14 von unten Togoland ſtatt Kongoland.

## Zur Beachtung

Mit dem nächſten Hefte beginnt dieſe Zeiſchrift das 3. Vierteljahr ihres 56. Jahrganges. Sie iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtankaſten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Beſtellung ſchleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1897

Die Verlagsſhandlung

---

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig





